

Lea Coplin
Nichts ist gut. Ohne dich.

Lea
Coplín

NICHT'S
IST GUT.

ROMAN

OHNE
DICH.

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Originalausgabe
© 2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: buxdesign, München,
unter Verwendung von Motiven von shutterstock, Trevillion
Gesetzt aus der Palatino LT Std 10/13
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71778-6

*Für Mogli, Momo, Bär und Cooper.
Ihr werdet ewig einen Platz in meinem Herzen
haben. Und für Penny und Mr. Hobbs –
ihr bekommt den Platz auf meinem Schreibtisch.
Wie alle meine Romane wurde auch dieses Buch
unter strenger Katzenaufsicht geschrieben.
Das sollte einmal gesagt werden, finde ich.*

1

Jana

MITTWOCH, 19. JULI

Er betritt den Laden und ich erkenne ihn nicht gleich, und das ist alles, worüber ich später nachdenken kann: Wieso habe ich ihn nicht erkannt? Wie konnte ich ihn nicht erkennen? Junger Typ, ziemlich düster, ziemlich abgerissen – das sind die Gedanken, die mir durch den Kopf schießen, als die Türglocke einen neuen Kunden ankündigt. Wird sicher nichts kaufen, denke ich noch. Bis er schließlich auf die Kasse zusteuert, habe ich ihn bereits vergessen.

Ich widme mich den neu angekommenen Büchern, um sie in unser Computersystem aufzunehmen. Es sind einige in diesem Sommer, obwohl es für einen kleinen Laden wie Kates Bücherkiste von Jahr zu Jahr schwieriger wird, sich zu halten, aus den bekannten amazonischen Gründen. Ich kann nur hoffen, dass Kate weiterhin durchhält. Ich wüsste nichts mit meinen Nachmittagen anzufangen, dürfte ich sie nicht hier zwischen diesen Bücherregalen verbringen. Ich bücke mich gerade nach einer Kiste, als jemand etwas auf dem Tresen ablegt.

Um ehrlich zu sein: Ich spüre die Bewegung mehr, als dass ich sie höre, und womöglich hätte mich das aufmerksam werden lassen sollen, aber irgendein inneres Warnsystem scheint in diesem Augenblick zu versagen. Und, wie ich schon erwähnte, den Typen von vorhin habe ich längst

vergessen. Bis ich mich ahnungslos aufrichte und ihm in die Augen blicke.

Sie sind blau. Oder sie waren es, bevor jemand dahinter das Licht ausgeknipst hat.

Ich weiß sehr genau, wann das war.

Ich weiß ganz genau, wann Leanders strahlendes Leben in tiefe Schatten versank. Und weshalb.

Ich weiß das. Auf den Tag genau.

»Jana, möchtest du den jungen Mann nicht abkassieren?« Aus dem Augenwinkel sehe ich Kate die eiserne Wendeltreppe hinaufsteigen, die vom Lagerraum direkt in den Laden führt. Sie wischt sich die Hände an den Seiten ihrer Jeans ab und kommt auf uns zu, einen verwirrten Ausdruck auf dem Gesicht. Keine Ahnung, wie lange Leander und ich hier schon unseren kleinen Starr-Contest veranstalten, irgendwie ist mir die Zeit abhandengekommen. Sollte ich allerdings nur halb so schockiert aussehen wie er, dürfte sich Kate schon jetzt ernsthafte Sorgen um mich machen.

»Dieses hier?« Sie nimmt das Buch, das Leander auf den Tresen gelegt hat, und schiebt sich an mir vorbei, um den Betrag in die Kasse einzutippen.

Leanders Blick huscht zu ihr, ganz kurz nur, dann sieht er wieder mich an.

Er wirkt furchtbar, furchtbar verändert. Seine blonden Haare sind länger als früher, einige Strähnen reichen fast bis zum Kinn, und sie hängen da irgendwie wirr durcheinander, als würde es ihn überhaupt nicht kümmern. Genauso wenig wie die Stoppeln auf seiner blassen Haut oder die dunklen Ringe unter seinen Augen. Seine Augen – mit

ihrem verwaschenen Blau sind sie am Ende das einzig Farbige an ihm. Er steht da, schwarzes Shirt, schwarze Jeans, mit zwei hellblauen Tupfen im Gesicht, und obwohl er keinen Ton von sich gibt, fühle ich mich von den unausgesprochenen Worten wie erstickt.

Einen Wimpernschlag später ist er verschwunden.

»Jana«, sagt Kate und legt mir eine Hand auf die Schulter.

Ich starre auf die Tür, durch die Leander davongestürmt ist, bevor ich wieder zu atmen beginne.

»Wer war das?«

Leander.

Mein ...

»Jemand, den ich mal kannte«, murmele ich, bevor ich den Satz zu Ende denken kann. Ich drehe mich zu Kate und ich weiß, dass sie weiß, dass das die Verharmlosung des Jahrhunderts ist, doch nach einem scharfen Blick bohrt sie nicht weiter nach.

»Bist du mit den Büchern hier fertig?«, fragt sie. »Es sind noch jede Menge Kisten unten.«

Es ist nicht einfach mit mir. Ich weiß das. Und Kate weiß das, seit sie mir vor knapp zwei Jahren diesen Job gegeben hat. Seit ich ohne eine einzige Unterbrechung drei Nachmittage die Woche und jeden zweiten Samstag in ihrem Laden verbringe. Weil ich gewissenhaft bin. Oder eher besessen. Weil mein Leben so unaufgeregt durchstrukturiert ist, dass für Fehlzeiten einfach keine Zeit bleibt.

Kate weiß viel über mich. Zum Beispiel, dass ich lieber mit ihr Inventur mache, als mich um mögliche Unis zu kümmern. Dass ich viele Stunden im Boxclub verbringe,

um nicht nach Hause zu müssen. Dass ich keinen Freund habe, aber Henrik, der streng genommen gar nicht mir gehört, sondern einer anderen. Kate wäre die absolut richtige Person, um über Tim zu sprechen und über Leander, und dennoch habe ich es nie getan. So ist das in meiner Familie eben – je weniger wir darüber reden, desto weniger ist es geschehen. Mein Bruder Tim ist nie gestorben. Sein bester Freund Leander hat nie das Auto gefahren, in dem er starb.

Den ganzen Nachmittag über springt mein Herz in meinem Brustkorb Trampolin. Ich versuche, mich mit hirnlosen Tätigkeiten abzulenken, sortiere Bücher um und verschiebe Bildbände in ihrem Regal. Böser Fehler. Lieber sollte ich mir etwas suchen, das meine Gedanken im Zaum hält, stattdessen rattert es in meinem Kopf.

Wie bereits angedeutet, lautet die große Frage, weshalb ich ihn nicht gleich erkannt habe. Auf den ersten Blick. In dem Moment, in dem er den Laden betrat. Mein Pulsschlag hätte aussetzen müssen. Oder davongaloppieren. Ich hätte es spüren sollen, auf die eine oder andere Art. Der Junge, der mir die größten Schmerzen meines Daseins bereitet hat, darf nicht einfach unbemerkt zurück in mein Leben spazieren. Nicht einfach so.

»Jana, legst du das hier wieder an seinen Platz?« Kate hält das Buch in der Hand, das Leander hatte kaufen wollen. Wenn überhaupt möglich, hopst mein Herz noch ein Stück höher. »Und dann mach Feierabend, bei dieser Hitze setzt doch kaum ein Hund den Fuß vor die Tür.« Sie rauscht an mir vorbei auf die kleine Küche zu, in der unsere Ta-

schen hängen, und drückt mir auf dem Weg das Buch in die Hand. Es ist eine Sonderausgabe von *Jane Eyre*, in hellgraues Leinen gebunden.

Ich habe keine Ahnung, was Leander dieses Buch bedeutet. Ich habe ihn seit sechs Jahren nicht gesehen, ich kenne ihn nicht mehr. Aber ich stecke es in meinen Rucksack und lege mit zitternden Fingern das Geld in die Kasse, ohne zu wissen, warum.

2

Leander

Ich laufe vor meiner eigenen Dummheit davon. Durch die Tür, über die Brücke, runter an die Isar, nach Süden in Richtung Heizkraftwerk. Ich renne wie ein Wahnsinniger, obwohl es viel zu heiß ist, das T-Shirt, die Jeans, alles klebt an mir, die schweren Stiefel ziehen mich zusätzlich runter, ganz abgesehen davon, dass ich kaum geschlafen habe und auf gar keinen Fall hier herumrasen sollte wie ein Irrer.

Wie kann man nur so blöd sein?

Verdammt noch mal.

Ich schließe die Augen, während ich schneller werde, doch das Bild von Jana will nicht aus meinem Kopf. Wie sie mich angesehen hat. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einem so leeren Blick begegnet zu sein. Absolut leblos. In den zähen Minuten, die wir uns da vorhin gegenüberstanden, hatte ich einen Geistesblitz: Ich hab sie beide umgebracht. Nicht nur Tim. Jana auch.

Ich laufe weiter am Wasser entlang, unter den Bögen der Wittelsbacher hindurch, in Richtung Eisenbahnbrücke. Ich hätte nicht hingehen sollen. Ich hätte etwas sagen müssen. Ich hätte mir vorher überlegen sollen, was ich am besten sage, oder einfach nicht hingehen sollen. Ich weiß nicht, warum ich es überhaupt getan habe. Okay, ich weiß es, aber ...

Das Handy vibriert in meiner Hosentasche und ich greife danach, ehrlich dankbar für die Pause in meinem Hirn.

»Was?«, keuche ich. Ich bekomme kaum Luft, schwitze wie ein Eiswürfel und fühle mich wie ein Vollidiot, aber ich höre nicht auf zu rennen.

»Scheiße, wobei störe ich dich gerade?« Max lacht ins Telefon.

»Witzig«, japse ich.

»Kommt auf die Perspektive an«, antwortet Max. »Also, wo steckst du? In *deinem* Bett warst du jedenfalls noch nicht, wie es aussieht. Musst du nicht arbeiten heute Nacht? Wie soll das gehen ohne deinen Schönheitsschlaf?«

Max ist mein Mitbewohner und nicht meine Mutter, und ich bin kurz davor, ihm das zu sagen, als mir einfällt, dass ich jetzt nicht auch noch über meine Mutter nachdenken will. Was zum Teufel ist denn das für ein Scheißtag?

»Ich ruf zurück«, bringe ich heraus, drücke das Gespräch weg und schiebe das Telefon wieder in die Gesäßtasche. Ich weiß auf einmal, wo ich hinwill. Zu der Stelle nach der Eisenbahnbrücke, an der die Isar einen Bogen schlägt, wo einem der Fluss plötzlich ursprünglicher vorkommt und das Ufer viel weniger belebt, und wo ich darauf warten kann, dass die Geschäfte schließen, um mein verdammtes Motorrad abzuholen, das ich neben dem verdammten Buchladen abgestellt habe.

Verdammter Idiot.

Janas große braune Augen spuken vor mir her, während ich weiterjogge, unter der Brücke hindurch, den Isarstrand entlang. Nach ein paar Hundert Metern lasse ich mich in den Kies fallen. Ich kann es nicht rückgängig machen. Aber ich kann dafür sorgen, dass es nicht noch einmal geschieht.

Ich lehne mich gegen einen Baumstamm und lasse die Blicke über das Wasser schweifen, während sich mein Atem beruhigt. Fast hatte ich vergessen, wie schön es hier ist. Nicht nur der Fluss, die ganze Stadt, Heizkraftwerk und alles. Nach beinahe sechs Jahren Berlin weiß man die Reize Münchens wieder zu schätzen. Nach sechs Sekunden Jana weiß ich allerdings auch, weshalb ich damals nach Berlin gegangen bin. So wie es aussieht, kann ich nicht in der gleichen Stadt leben wie sie und die gleiche Luft atmen wie sie und wissen, wo sie wohnt und wo sie arbeitet, und das alles einfach ignorieren, aber ich muss es versuchen. Es war nicht richtig, sie wiedersehen zu wollen. Nach all dem, was geschehen ist – was ich ihr angetan habe –, war es dumm und egoistisch, in ihr Leben zu platzen und zu glauben, es sei nicht viel zu spät, um irgendwo anzuknüpfen.

Es ist nur ... je mehr um mich herum zerfällt, desto stärker wird mein Bedürfnis, ihr nah zu sein. Was wirklich absurd ist. Immerhin war ich derjenige, der vor einer halben Ewigkeit aus ihrem Leben verschwand, aus vielen guten Gründen, wohingegen es offenbar überhaupt keinen Grund gibt, diese Entscheidung wieder rückgängig machen zu wollen.

Es ist zum Verrücktwerden. Ich höre mich an wie ein Stalker.

Ich ziehe mein Handy aus der Tasche und rufe Max an.

»Okay, was gibt es so Wichtiges?«, frage ich, lehne den Kopf nach hinten und starre finster in den strahlend schönen Nachmittagshimmel.

»Hast du eine Ahnung, wo Bela steckt?«

Bela, der andere Mitbewohner.

»Wieso telefonierst du neuerdings den Leuten hinter-

her?«, frage ich zurück. »Der Kerl ist über achtzehn und kann seine Nachmittage wo und wie auch immer verbringen.«

»Klar, kann er, auch die Nacht davor und den Tag vor der Nacht davor und – warte ... Was haben wir heute? Mittwoch. Das heißt, ich hab Bela Montagabend das letzte Mal gesehen, und schon da wusste er seinen Namen nicht mehr.«

Ich stöhne, während ich mich aufrapple und mir den Schmutz von der Hose klopfte. »Wieso hast du ihn losziehen lassen, wenn er schon so voll war?«

»Weil ich nicht sein Kindermädchen bin.« Ich höre, wie Max sich eine Zigarette anzündet und Rauch ausatmet. »Sein Chef ist auf dem Anrufbeantworter. Er war seit drei Tagen nicht in der Schreinerei, sie machen sich Sorgen und brauchen ganz nebenbei eine Krankmeldung.«

»Verdammt, Max.«

»Ich bin unschuldig.«

»Klar.« Ich löse meinen Blick vom Wasser und gehe in die Richtung zurück, aus der ich gekommen bin. »Komplett unschuldig.«

»Hey, ich kann nichts dafür, dass sie sich in mein Bett gelegt hat, sie war schon drin, als ich nach Hause kam.«

»Lass es einfach.« Jetzt ist nicht die Zeit, über Max' und Belas Frauengeschichten zu diskutieren.

Er seufzt. »Wann beginnt deine Schicht?«

»Wann sie immer beginnt«, sage ich. »Mitternacht.«

»Willst du noch schlafen?«

Ich sollte. Aber im Augenblick wüsste ich ehrlich nicht, wie. »Schon okay.«

»Gut. Dann treffen wir uns in der *Sonne*. Wenn er da nicht abhängt, können wir zusammen weitersuchen.«

»Okay. Bis gleich.«

»Warte – Lean?« Max zögert und ich bleibe stehen.

»Was?«

»Geht es deiner Mutter gut?«

Ich atme tief ein. Meiner Mutter geht es alles andere als gut, und Max weiß das, aber mir ist klar, weshalb er fragt, deshalb spare ich mir eine zynische Antwort. »Ich musste was erledigen«, sage ich also, »darum war ich heute nicht zu Hause. Es hatte nichts mit ihr zu tun.«

»Okay.«

»Okay«, stimme ich zu und lege auf.

Ich muss einmal um den Häuserblock laufen, um an mein Motorrad zu kommen, ohne an den Schaufenstern der Buchhandlung vorbeizuschleichen, und als ich schließlich davorstehe, habe ich einen Entschluss gefasst. Ich öffne den Gepäckkoffer, krame Notizbuch und Stift aus meiner Umhängetasche und schreibe eine Nachricht. Dann falte ich den herausgerissenen Zettel, kritzle Janas Namen darauf, setze mir den Motorradhelm auf den Kopf und schlendere so beiläufig wie möglich auf die Eingangstür der Buchhandlung zu, um nach einem Briefkasten zu sehen.

Ich kann nicht rückgängig machen, dass ich Jana heute noch einmal durch die Hölle gejagt habe. Aber ich kann dafür sorgen, dass es nicht wieder geschieht.

3

Jana

Kate hatte recht: Es ist zwar schon fast fünf, aber immer noch so heiß, dass ich den glühenden Asphalt durch die dünnen Sohlen meiner Flipflops spüren kann. Kaum jemand ist unterwegs, und die wenigen, die sich doch aus dem Haus gewagt haben, sitzen unten am Isarufer und lassen ihre Füße in den Fluss baumeln. Ich schiebe mein Fahrrad über die Brücke und sehe ihnen zu. Freundinnen, die miteinander tuscheln, Pärchen, die in die Sonne blinzeln, Mütter, die ihren Kindern vorlesen.

Manchmal frage ich mich, wie es wäre, in einer anderen Haut zu stecken, jemand anderer zu sein. Jemand mit funktionstüchtiger Familie, glücklicher Beziehung, intelligenter Lebensplanung. Stabiler Persönlichkeit. Ich denke oft in diese Richtung, heute aber nicht. Wenn ich heute auch nur ein bisschen weiter nachdenke, wird mir mein Hirn weg-schmelzen.

Diese unerträglichen Sommer hat es in München nicht oft gegeben. 2003 soll es zuletzt so gewesen sein, heiß und trocken und nachts noch so warm, dass an Schlaf nicht zu denken war.

Jetzt ist es wieder so, seit zwei Wochen schon. Die Menschen schleppen sich durch die Stadt, ausgelaugt und träge, tun nur das Nötigste, bewegen nur das Mindeste, lechzen

nach Abkühlung. Von dem anfänglichen Spaß daran ist zu diesem Zeitpunkt nicht viel übrig geblieben. Wie bei meinem Leben eigentlich.

Ach.

Jana.

Ich steige auf mein Rad, fahre über die Brücke und nach links, dann nach rechts und hole Schwung für den Berg, der auf meinem Heimweg liegt. Er ist nicht besonders lang, aber steil, und ich sollte ihn bei diesen Temperaturen womöglich nicht in diesem Tempo nehmen, aber egal. Die Anstrengung, die Endorphine, mein eigener Atem lenken mich ab von dem, was mich eigentlich beschäftigt.

Leander.

Seit ein paar Stunden nur noch er. Wie viele Buchhandlungen gibt es in dieser Stadt? Wie kann es sein, dass er zufällig ausgerechnet an dem Nachmittag, an dem ich arbeite, in Kates Bücherkiste auftaucht?

Kates unerwartetes Geschenk eines frühen Feierabends hat sicherlich weniger mit der Hitze zu tun als mit Leander. Und es bringt mich in die Bredouille. Ich möchte keine freie Zeit, nicht heute. Ich möchte die Stunden hinauszögern, in denen ich meiner Schwester gegenüber treten, womöglich meine Mutter anrufen muss, ich möchte nicht weiter nachdenken, mich nicht weiter erinnern.

Fürs Boxen ist es viel zu heiß. Henrik – nein. Nicht an einem Mittwoch. Ich könnte runter an den Eisbach, ein bisschen surfen, aber die Vorstellung erscheint mir gerade grässlich anstrengend. Ein Buch lesen? *Jane Eyre*. Ich kneife die Augen zusammen, als ich den Berg hinter mir habe, japse nach Luft und beschließe, nach Hause zu fahren. Mit etwas Glück ist Marie noch nicht da, und bis sie kommt,

kann ich mir überlegen, ob ich ihr von Leander erzähle oder nicht. Ob ich einen ihrer stummen Nervenzusammenbrüche in Kauf nehme – oder nicht.

»Hey, du!« In dem Augenblick, in dem ich die Wohnungstür aufschließe, zwängt unsere Katze Mouse ihren schwarzen Kopf durch den Spalt. Ich hebe sie hoch, während ich die Tür weiter aufstoße, und küsse sie hinter die Ohren. »Neugierige Bestie«, werfe ich ihr vor, »wo willst du hin? Es ist viel zu heiß da draußen.« Mouse sagt nichts und versucht stattdessen, einen letzten Blick in den sagenumwobenen Hausflur zu werfen. Sie darf da nicht raus, also interessiert es sie umso mehr. Obwohl sie jedes Mal, wenn ich sie lasse und sie sich einen Meter in Richtung Treppe vorwagt, Angst bekommt und zurück in die Wohnung flitzt.

Es ist ein Drei-Zimmer-Altbau, den Marie und ich uns teilen, mit großer Wohnküche und einem kleinen Balkon. Die Miete ist üppig hier in Haidhausen, aber Marie verdient nicht schlecht. Das und – ich denke, sie hält Kontakt zu unserem Vater. Ich weiß es nicht sicher und ich frage nicht nach. Noch ein paar Geheimnisse mehr und unsere Familie macht den Medici Konkurrenz.

»Jana? Bist du das?«

Shit.

»Du bist schon zu Hause?«, frage ich überflüssigerweise, während Marie mir aus der Küche entgegenkommt und Mouse von meinem Arm hüpfte.

»Und du? Die Bücherkiste schließt erst in zwei Stunden.«

»Ich ...« *Habe Leander gesehen.* »Kate hat mir freigegeben. Es war so gut wie nichts los im Laden.«

»Aha.« Sie zuckt die Schultern. »Hilfst du mir mit dem Salat?«

Ich schlüpfte aus meinen Schuhen und folge Marie barfuß in die Küche. »Was ist mit dir?«, frage ich. »Hatte das Monster nichts mehr, womit er dich beschäftigen konnte?«

»Nenn ihn nicht so«, sagt Marie und ich bewege stumm die Lippen dazu. Sie beschwert sich jedes Mal, wenn ich ihren Chef Monster nenne, aber er ist nun mal eins: ein kühles, kalkulierendes, machthungriges Monster, das sich Anwalt nennt und meine Schwester wie eine Leibeigene behandelt.

»Er ist auf dem Weg in die USA«, sagt Marie.

Ich öffne den Kühlschrank, nehme Gurke und Paprika aus dem Gemüsefach und trage sie zum Waschbecken. »Ohne seine allzeit bereite, persönliche Skla... *Verzeihung*, Assistentin?«, frage ich.

»Mit seiner Frau«, ist die Antwort.

Ich wasche das Gemüse, nehme mir ein Brett aus der Schublade und ein Messer aus dem Holzblock und fange an zu schneiden. Dann schüttle ich den Kopf, um die Gedanken an Leander daraus zu vertreiben und mich auf Marie und ihren Chef zu konzentrieren.

»Heißt das, er macht Urlaub?« Ich kann mich nicht erinnern, wann Philip Monsen zuletzt Urlaub gemacht oder eine Geschäftsreise ohne Marie angetreten hätte. »Hast du dann ein paar Tage frei?« Auch das bezweifle ich. Was den Job in Monsens Kanzlei betrifft, ist Marie genauso besessen wie ich mit dem Buchladen.

Sie räuspert sich. »Es ist kein Urlaub. Es ist mehr ... eine Art ... Krisenbewältigung«, erklärt sie und ich blicke auf, weil ihr Tonfall so unnatürlich wirkt. Marie verschwindet